

BERND WASS

PHILOSOPH



SCHÖNHEIT

Vier Gedankensplitter zu einem
Grundbegriff der europäischen Kultur

Einleitung

„Schönheit liegt im Auge des Betrachters“. Das ist jene viel zitierte Auffassung, die das Schöne zu einer gänzlich subjektiven Angelegenheit macht. Die Deutungshoheit darüber, was schön oder hässlich ist, was gefällt oder nicht gefällt, was brauchbar oder unbrauchbar ist, wird dem Geschmack des Einzelnen überlassen und über Geschmack lässt sich bekanntlich nicht streiten. Ein Befund, der vor allem jenen Unbehagen bereitet, die sich dem Schönen von Berufswegen anzunähern versuchen und davon überzeugt sind, dass es objektive, allgemein gültige Bestimmungspunkte gibt. Die Frage nach dem Schönen zeigt sich von jeher im Spannungsverhältnis zwischen dem stark subjektiv Schönen, dem schwach subjektiv Schönen und dem objektiv Schönen. In jedem Fall aber ist Schönheit eine Vorstellung, die in fast allen Bereichen unseres Lebens eine zentrale Rolle spielt. Sie stellt einen Wert dar, „der von der Geburt (dem schönen Baby) bis zum Tod (der schönen Leich‘) präsent ist“¹. Schönheit grundiert, wie kaum etwas anderes, die Ziele und Wunschvorstellungen unserer Lebenspraxis: Wir wollen gemeinhin einen schönen Körper, eine schöne Wohnung, einen schönen Urlaub, ein schönes Haus, eine schöne Einrichtung, einen schönen Abend haben, und nicht das Gegenteil davon. Und so stellt sich die Frage, worin genau das Schöne besteht, woran wir festmachen können, in seinem Besitz zu sein.

Gedankensplitter 1: Das stark subjektiv Schöne

Wer die Auffassung vertritt, dass die Beurteilung dessen, was schön ist, ausschließlich dem (subjektiven) Geschmacksurteil des Beurteilenden entspringen kann, oder besser gesagt, seinem ganz privaten Lebensgefühl und der Vielfalt seiner Einstellungen und Neigungen, der vertritt eine *stark subjektive* Auffassung vom Schönen. ›Schön ist, was für *mich* schön ist‹ lautet die Formel, und die Debatte über das Schöne müsste spätestens an diesem Punkt enden. Denn was für den Einen schön ist, ist es für den Anderen nicht, und es gibt keine Kriterien, die es erlauben würden, vernünftig darüber zu streiten. Erstaunlicherweise wird aber trotzdem gestritten, was daran liegt, dass derjenige der urteilt, nicht bloß für sich urteilt, sondern unter der Hand „für jedermann, und [...] alsdann von der Schönheit [spricht] als wäre sie eine Eigenschaft der Dinge“². Doch das ist hanebüchen. Der Fehler liegt darin, dass hier der Begriff des Schönen irreführend verwendet wird, denn man muss überhaupt nicht ›schön‹ nennen, was nur einem selbst gefällt; das bedarf nämlich keiner zusätzlichen Kennzeichnung. Es scheint vielmehr so, als würde man mit dem Begriff des Schönen immer schon auf etwas verweisen wollen, was außerhalb des bloß Subjektiven liegt; auf etwas, das objektiven Charakter hat.

¹ Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S. 7.

² Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Meiner, Hamburg, 2009, S. 60.

Gedankensplitter 2: Das schwach subjektive Schöne

Will man also den Begriff des Schönen nicht zur Gänze aufgeben, so muss man sich dazu durchringen, die stark subjektive Auffassung des Schönen fallen zu lassen und stattdessen eine *schwach subjektive* Auffassung zu vertreten. Wer eine schwach subjektive Auffassung vom Schönen vertritt, der bleibt zwar dabei, dass die Beurteilung des Schönen stets einem (subjektiven) Geschmacksurteil entspringt, objektiviert dieses Urteil aber insofern, als damit nichtsdestoweniger ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit einhergeht. Bei Immanuel Kant etwa zeigt sich diese Objektivierung auf folgende Weise: „Geschmack ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes [...] durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen *ohne alles Interesse*.“³ Was hier geschieht, ist die Loslösung des Geschmacks einerseits von allen persönlichen Neigungen, gleich welche es sind, und andererseits von allem, was einem zweckmäßig oder unzweckmäßig erscheint. Dementsprechend ist der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens objektiv *schön*, obgleich das Urteil selbst subjektiv ist.⁴

Gedankensplitter 3: Das objektiv Schöne

Wer die Auffassung vertritt, dass das Schöne etwas sei, das von allen Subjekten und deren Geschmacksurteilen ganz und gar unabhängig ist, dass es also etwas sei, das der Welt als solcher innewohnt und nichts damit zu hat, ob es urteilende Subjekte gibt oder nicht, und in welchem Gemütszustand sie sich befinden, der vertritt eine *objektive* Auffassung des Schönen. Das ist mit Abstand die populärste Auffassung, denn sie findet sich bereits bei Sokrates, dem Ahnherrn der Philosophie, und wurde durchgehend bis ins 18. Jahrhundert vertreten. Dieser Auffassung nach gibt es in der Welt bestimmte Verhältnisse oder Muster oder Konfigurationen, die das Schöne bestimmen und die Aufgabe der *großen Theorie* besteht darin, diese Verhältnisse, Muster oder Konfigurationen aufzuweisen. Dabei handelt es sich weitestgehend um *Proportionalität*, *Symmetrie* und *Harmonie*. Aber auch das *Wahre* und das *Gute* spielen im Zusammenhang mit der Schönheit von jeher eine Rolle. Die Vorstellung nämlich, „dass das Schöne, wo immer es in Erscheinung tritt und wahrgenommen werden kann, auch ein Anzeichen eines moralisch Guten oder zumindest Nützlichen ist, ist seitdem mindestens so intensiv diskutiert worden wie die Frage, ob das Schöne letztlich nicht die Wahrheit in ihrer sinnlichen Erscheinung ist“⁵.

Die Verbindung von Schönheit, Güte, Proportionalität, Symmetrie und Harmonie geht ihrem Ursprung nach auf Platon zurück. Im Dialog ›Timaios‹ heißt es: „Alles Gute nun ist schön, und was schön ist, entbehrt nicht des richtigen Maßes.“⁶ Das richtige Maß aber, „das ist die richtige Proportion, das richtige Maßverhältnis der Teile zu einem Ganzen

³ Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Meiner, Hamburg, 2009, S. 58.

⁴ Vgl.: Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Meiner, Hamburg, 2009, S. 49-59.

⁵ Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S.16.

⁶ a. a. O. S. 17, zit. n. Platon, Timaios, 87c; VI, 134.

und untereinander, und zwar im Hinblick auf Größe, Quantität und Qualität“⁷. „An anderen Stellen hat Platon die Idee des rechten Maßes noch mit dem Konzept der Verhältnismäßigkeit (*symmetria*) verknüpft“⁸, denn „erst aus den richtigen Proportionen und ihrer Verhältnismäßigkeit ergibt sich jene *Einheit in der Mannigfaltigkeit*, die zu einem Leitbegriff der antiken Vorstellung vom Schönen geworden ist: die *Harmonie*“⁹.

Schön ist demnach dasjenige, dessen Teile in harmonischen Proportionen zueinander und zum Ganzen stehen. Wie immer man dies auch in Zahlen- und Maßverhältnissen auszudrücken versuchte, welche Umschreibungen und Begriffe man dafür gefunden hat – damit war Schönheit als etwas Objektives gefasst, das nicht dem subjektiven Belieben überlassen bleibt. Im Gegenteil: Der Eindruck des Schönen stellt sich zwangsläufig dort ein, wo diese Gesetze der Proportion angemessen berücksichtigt werden und damit etwas harmonisch zum Ausdruck gebracht wird.¹⁰

Die Rede von der Harmonie ist in der Tat ein zentrales Element der Rede vom Schönen, die weit über die Antike hinausreicht. Ihren Höhepunkt erfährt sie in der Harmoniemetaphysik von Leibniz: „Harmonie verlangt auf der einen Seite Vielheit, auf der anderen Seite Einheit. Einheit wiederum verlangt Ordnung. Ordnung schließlich besteht in ausgleichender Integration von *Wohlklang* und *Dissonanz*.“¹¹ Wohlklang und Dissonanz – das ist der springende Punkt. Harmonie ist nicht die Ordnung des ohnehin Gleichen, sondern der Zusammenklang des Differenten, des Verschiedenen. „Harmonie erzeugen heißt, das, was auseinanderstrebt, zu einem stimmigen Ganzen zusammenzufügen. Darin liegt die Schönheit.“¹² Harmonie, so Leibniz, beruht daher „nicht auf den Teilen, sondern auf der gesamten Reihe der Dinge, wobei diese Harmonie des Gesamten durch die in sie eingefügten Dissonanzen und den dadurch auf wunderbare Weise entstandenen Ausgleich zur Freude gereicht“¹³. Doch spätestens an dieser Stelle tauchen auch hier Probleme auf, denn das Konzept der Harmonie erlaubt zwar die Schönheit eines Ganzen, schließt aber nicht aus, dass die einzelnen Teile, für sich genommen, hässlich sind, was einen gewissen Widerspruch darzustellen scheint; und was noch hinzukommt: Wenn das Schöne stets ein, im richtigen Verhältnis, aus Teilen Zusammengesetztes ist, dann lässt sich nicht erklären, inwiefern ein Nichtzusammengesetztes, ein Einzelnes schön sein kann.¹⁴ Insofern könnte man mit Plotin behaupten, dass der entscheidende „Grund des Schönen nicht in der

⁷ Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S. 17.

⁸ Ebenda.

⁹ Ebenda.

¹⁰ a. a. O. S. 18.

¹¹ Waß, Bernd: Gottfried Wilhelm Leibniz, Grundriss eines philosophischen Meisterwerks, Tredition, 2017, S. 127.

¹² Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S. 19.

¹³ Waß, Bernd: Gottfried Wilhelm Leibniz, Grundriss eines philosophischen Meisterwerks, Tredition, 2017, S. 127, zit. n. Leibniz, Gottfried, Wilhelm: Die philosophischen Schriften, Band 6, hg. C.I.C Gerhard, Berlin, 1890, S. 3124.

¹⁴ Vgl.: Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S. 20.

Symmetrie, auch nicht in den richtigen Proportionen“¹⁵ liegt, sondern in der *Form*. „Nur Geformtes erstrahlt und erscheint schön, das Ungeformte, sich der Form Widersetzende erscheint als das Hässliche.“¹⁶

Gedankensplitter 4: Das moderne Schöne – Design

Mit der Schönheitsvorstellung des antiken Plotin katapultiert es uns in den Alltag des 21. Jahrhunderts: Form ist jetzt *Design*; Schönheit, in einem noch nie da gewesenen Ausmaß, das Ergebnis eines kreativen Prozesses.

Die Zeiten, in denen für eine ästhetisch anspruchsvolle Gestaltung von nicht industriell erzeugten Gebrauchsgegenständen noch der Begriff des Kunsthandwerks verwendet werden konnte, sind ebenso vorbei wie die, in denen die gegen Ende des 19. Jahrhunderts vom amerikanischen Architekten Louis H. Sullivan geprägte Formel galt: *Form follows function*. Vorbei aber auch die Zeiten, in denen die Erscheinungsformen der zunehmend industriell erzeugten Gebrauchsgüter, inklusive der Errungenschaften neuer Technologien – Fernseher, Rasierapparate, Waschmaschinen, Küchengeräte, Stereoanlagen, Kofferradios, Laptops, Mobiltelefone – anonymen Gestaltern überlassen waren. Mittlerweile ist alles zum Design geworden, Designer gelten als Stars an der Schnittstelle von Kunst und Kommerz, und der Wille zur Gestaltung macht vor keinem Bereich und Gegenstand, mit dem Menschen zu tun haben, halt. Von der Architektur bis zum Interieur, vom Möbel bis zur Technik, vom Bettzeug bis zum Wasserhahn: Alles wird bewusst geformt. Das ein Gegenstand sein Aussehen und seine Gestalt einem Designer verdankt, ist zu einem Qualitätsmerkmal geworden: Designerware.¹⁷

Schönheit als bloße Vorstellung eines Gestalters? Oder als reine Produzentenschönheit? Als etwas, das unhintergebar mit der Nutzerschönheit – also den Schönheitsvorstellungen der Konsumenten – zusammenzufallen hat, um Verkaufserwartungen zu erfüllen? Schönheit als profitmaximierendes Blendwerk? Schönheit als Ende des Schönen?

¹⁵ Liessmann, Konrad, Paul: Schönheit, UTB, 2009, S. 21.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ a. a. O. S. 85 f.